

Dimensionen des Selbst

**Selbstbewußtsein, Reflexivität und
Bedingungen von Kommunikation
Herausgegeben von Bertram Kienzle
und Helmut Pape
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 942

Das Selbst ist ein faszinierendes Thema. Wie kein anderer Gegenstand der Philosophie präsentiert es seinen Betrachtern eine verwirrende Vielfalt von Ansichten, und seine Betrachter bringen eine ebensolche Vielfalt von Ansichten hervor.

Als *absichtliche* Präsentationen sind solche Ansichten des Selbst auf Rezeption hin angelegt und bekunden damit die kommunikative Ader des sich präsentierenden Selbst. Als absichtliche Präsentation *seiner selbst* demonstrieren sie die reflexive Natur des sich präsentierenden Selbst. Als absichtliche Präsentationen seiner selbst als von *dem-und-dem Rang* oder als *der-und-der Meinung*, kurz, als *so-und-so beschaffen*, zeugen sie vom Selbstbewußtsein des sich präsentierenden Selbst.

Selbstbewußtsein, Reflexivität und Kommunikativität sind unzertrennlich mit dem Selbst verknüpft. Kein Wunder also, daß diese drei Themen in allen theoretischen Versuchen über das Selbst leitmotivisch wiederkehren. Das zeigt sich auch an diesem Band, dessen Beiträge trotz der Heterogenität der Dimensionen, in denen das Selbst jeweils studiert wird, durch diese Leitmotive aufeinander bezogen bleiben.

Dimensionen des Selbst

Selbstbewußtsein, Reflexivität
und die Bedingungen
von Kommunikation

Herausgegeben von
Bertram Kienzle und Helmut Pape

Suhrkamp



2. Auflage 2023

Erste Auflage 1991

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 942

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlag nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
Druck und Bindung: BoD, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-28542-8

www.suhrkamp.de

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung	10
<i>Kapitel 1</i>	
Sydney Shoemaker Rationalität und Selbstbewußtsein	19
Bertram Kienzle Die rationale Zugänglichkeit mentaler Zustände Korreferat zu Sydney Shoemaker	55
<i>Kapitel 2</i>	
Heinz-Dieter Heckmann Wer (oder was) bin ich? Zur Deutung des intentionalen Selbstbezuges aus der Perspektive der ersten Person singularis	64
<i>Kapitel 3</i>	
Hector-Neri Castañeda Die Reflexivität des Selbstbewußtseins: Eine phänomeno-logische Untersuchung	85
Christel Fricke Über die externe und interne Reflexivität von Akten geistiger Bezugnahme Korreferat zu Hector-Neri Castañeda	137
Hector-Neri Castañeda Über die Möglichkeit der mit dem Selbstbewußtsein verbundenen Gewißheit Eine Stellungnahme zum Korreferat von Christel Fricke	147

Kapitel 4

Hermann Schmitz

Leibliche und personale Konkurrenz im Selbstbewußtsein 152

Manfred Spitzer

Affektivität und Leiblichkeit als Prinzipien des
Selbstbewußtseins?

Korreferat zu Hermann Schmitz 169

Kapitel 5

Peter Suber

Die Reflexivität des Wandels: Der Fall der Sprachnormen 179

Tilman Borsche

Naturgesetze des Sprachwandels?

Korreferat zu Peter Suber 220

Kapitel 6

Harald Pilot

Moralische Identität im Blick auf Kants Theorie der
Autonomie 230

Klaus Erich Kaehler

Probleme der moralischen Identität in der
praktischen Philosophie Kants

Korreferat zu Harald Pilot 298

Kapitel 7

Gerhard Schönrich

Selbstbewußtsein in semiotischer Analyse 311

Kapitel 8

Joachim Schult

Physiologische Aspekte kognitiver Prozesse 355

Kapitel 9

Georg Meggle

Kommunikation und Reflexivität 380

Hector-Neri Castañeda	
Reflexivität in der Kommunikation	
Kommentar zu Georg Meggle	410

Kapitel 10

Henry W. Johnstone, Jr.	
Selbstanwendung in philosophischer Argumentation . . .	416

Hermann Deuser	
Das Selbst als Inkarnation von Selbstanwendung	
Korreferat zu Henry W. Johnstone, Jr.	443

Über die Autoren und Herausgeber	451
--	-----

Vorwort

Dieser Band enthält die Referate und Korreferate, die auf dem von Helmut Pape geleiteten 1. Symposium der Sektion Philosophie der Deutschen Gesellschaft für Semiotik vorgetragen wurden, das unter dem Titel »Wo bin ich?« vom 26. bis 29. September 1988 in Freiburg stattfand.

Die Referate von Hector-Neri Castañeda und Hermann Schmitz wurden ursprünglich von je zwei Korreferenten kommentiert. Die Korreferate von Barry Smith zum ersteren und von Gernot Böhme zum letzteren liegen jedoch leider nicht schriftlich vor.

Die englischsprachigen Beiträge sind für diesen Band ins Deutsche übersetzt worden. Den Übersetzern sei auch an dieser Stelle ein herzliches Dankeschön für ihre selbstlose Mitarbeit gesagt.

Der Beitrag von Hermann Schmitz ist inzwischen in *Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik*, hg. von H. Gausebeck und G. Risch (Innovative Psychotherapie und Humanwissenschaften, hg. von H. Petzold, Band 48), Paderborn 1989, S. 239-254, erschienen. Der Wiederabdruck erfolgt mit freundlicher Erlaubnis des Autors. Inzwischen ist auch die englische Fassung von Peter Subers Beitrag erschienen in *Journal of Speculative Philosophy* 3 (1989), S. 100-129.

All denen, die für ein Gelingen der Tagung gesorgt haben, wollen wir hier noch einmal ausdrücklich für ihre Hilfe danken. Der Dank der Veranstaltungsleitung geht zunächst an die Referenten und Korreferenten sowie an die Sektionsleiter. Er gilt sodann den Mitarbeitern des Tagungsbüros, insbesondere Frau Thanner und Dr. Christian Strub vom Philosophischen Seminar 11 der Universität Freiburg. Gedankt sei auch der Universität Freiburg selbst, welche die Tagung in ihren Räumen beherbergt hat.

Eine besondere Dankeschuld besteht gegenüber der Deutschen Gesellschaft für Semiotik für die Übernahme der Organisationskosten. Schließlich möchten die Herausgeber Herrn Friedhelm Herborth vom Suhrkamp Verlag für sein Interesse und seinen Einsatz danken, ohne die dieser Band nicht hätte erscheinen können.

Bertram Kienzle, Heidelberg
Helmut Pape, Montjoi

Bertram Kienzle

Einleitung

Das Selbst ist ein faszinierendes Thema. Wie kein anderer Gegenstand der Philosophie präsentiert es seinen Betrachtern eine verwirrende Vielfalt von Ansichten, und seine Betrachter bringen eine ebensolche Vielfalt von Ansichten hervor.

Nun präsentieren auch Berge, Tiere, Häuser oder Autos ihren Betrachtern eine Unzahl von Ansichten. Doch die von einem Selbst präsentierten Ansichten gehen nicht in wahrnehmbaren Oberflächen auf. Denn außer den Ansichten, die es seinen Betrachtern so wie die genannten Dinge auch präsentiert – nämlich, ob es will oder nicht, gibt es noch die Ansichten, die es seinesgleichen mit Absicht präsentiert. Diese reichen von Veränderungen des natürlichen Erscheinungsbildes (Haartracht, Kleidung, Posen) bis hin zu Theorien über das Selbst.

Als *absichtliche* Präsentationen sind solche Ansichten des Selbst auf Rezeption hin angelegt und bekunden damit die kommunikative Ader des sich präsentierenden Selbst.

Als absichtliche Präsentationen *seiner selbst* demonstrieren sie die reflexive Natur des sich präsentierenden Selbst.

Als absichtliche Präsentationen seiner selbst *als von dem-und-dem Rang* oder *als der-und-der Meinung*, kurz: *als so-und-so beschaffen*, zeugen sie vom Selbstbewußtsein des sich präsentierenden Selbst.

Und als *Präsentationen*, sprich: Vergegenwärtigungen schließlich nehmen sie (so wie die Präsentationen von Bergen, Tieren, Häusern und Autos auch) eine Stelle in Raum und Zeit ein, was freilich nicht eo ipso bedeutet, daß das sich präsentierende Selbst ein raum-zeitliches Wesen sein müßte. Hierauf spielt die Leitfrage der Tagung: »Wo bin ich?« an, auf welcher die Beiträge dieses Bandes ursprünglich vorgetragen wurden.

Selbstbewußtsein, Reflexivität und Kommunikativität sind unzertrennlich mit dem Selbst verknüpft. Kein Wunder also, daß diese drei Themen in allen theoretischen Versuchen über das Selbst leitmotivisch wiederkehren. Das zeigt sich auch an diesem Band, dessen Beiträge trotz der Heterogenität der Dimensionen,

in denen das Selbst jeweils studiert wird, durch diese Leitmotive aufeinander bezogen bleiben.

Sydney Shoemaker lotet das Selbst in der sprachanalytischen Dimension aus. Ausgehend von der Tatsache, daß man sich mit dem Gebrauch eines Pronomens der 1. Person auf sich selbst bezieht, versucht er, das Verhältnis von Selbstbewußtsein und Rationalität zu klären. Seine These lautet: »Rationalität erfordert erstpersönliche Zugänglichkeit«. Zur Begründung geht er von der Idee aus, daß ein rationales Wesen die Fähigkeit haben müsse, seine Überzeugungen, Wünsche und Absichten neuen Erfahrungen und Informationen anzupassen. Nun kann ich eine solche Anpassung natürlich nur dann vornehmen, wenn ich weiß, daß ich glaube, daß p ; wenn ich weiß, daß ich wünsche, daß q ; wenn ich weiß, daß ich beabsichtige H zu tun; wenn ich weiß, daß ich die Erfahrung gemacht habe, daß r ; wenn ich weiß, daß ich die Information erhalten habe, daß s ; ganz zu schweigen davon, daß ich wissen muß, daß zwischen dem Sachverhalt, daß p , bzw. dem Sachverhalt, daß q , resp. der Handlung H auf der einen Seite und, je nachdem, dem Sachverhalt, daß r , oder dem Sachverhalt, daß s , auf der anderen Seite eine Spannung, wenn nicht sogar ein Widerspruch besteht. Das Verhältnis des wissenden Ich zu dem Ich, über das es etwas weiß, ist ein klassisches Beispiel für die Reflexivität des Selbst.

Auch Heinz-Dieter Heckmann sucht die eigentümliche Struktur des Selbst sprachanalytisch zu klären. Er wendet sich gegen die semantische Gleichbehandlung von Sätzen wie »Ich bin Heinz-Dieter Heckmann«, »Ich bin der Verfasser von ›Wer oder was bin ich?‹« und »Ich bin dieser Mensch hier« auf der einen sowie »Leo Trotzki = Leib Bronstein« und »Die größte Stadt an der Seine = die Hauptstadt von Frankreich« auf der anderen Seite. Nur die beiden letzteren sind vom Typ *singulärer Term* \sim *Identitätszeichen* \sim *singulärer Term* und damit echte Identitätsaussagen; die ersten drei Sätze dagegen sind vom Typ *Indikator der 1. Person Singular* \sim *Kopula* \sim *singulärer Term* und gehören folglich zu einer eigenständigen Art von Aussagen. Sie werden von Heckmann (vorläufig) als Subjekt-Objekt-Aussagen bezeichnet, um anzuzeigen, daß in ihnen zwei im Grunde heterogene Perspektiven verknüpft werden: die der 1. und die der 3. Person. Angesichts des Umstandes, daß sich mein Subjektsein jedem Versuch, zu

sagen, was es denn nun eigentlich, objektiv sei, zu entziehen scheint, stellen diese Aussagen »Fenster« dar, durch die ich mir einen Zugang zur objektiven Welt verschaffen kann bzw., symmetrisch dazu, durch die der objektiven Welt ein Zugang zu mir eröffnet wird. Der Sinn der Kopula in den Subjekt-Objekt-Aussagen kann mit »verankert sich in« bzw. »lokalisiert sich in« umschrieben werden, solange man nicht glaubt, damit ein Verhältnis von zwei Entitäten beschrieben zu haben; »denn zwei Entitäten liegen ja nicht vor«. Vielmehr stellen solche Aussagen Regeln des Perspektivenwechsels dar: sie geben an, wie sich die Entität, die ich aus der Perspektive der 1. Person gesehen bin, zu der Entität verhält, die ich aus der Perspektive der 3. Person gesehen bin. Da ohne solche Regeln nicht zu sehen ist, wie man sich aus unterschiedlichen Perspektiven auf ein und dieselbe Entität beziehen kann, sind sie konstitutiv für die Einheit des Selbst.

So wie die Sprachanalyse durch das Studium der Sprache etwas über die Welt herauszubekommen versucht, so versucht die Denkanalyse durch das Studium des Denkens etwas über sie auszumachen. In dieser denkanalytischen Dimension bewegt sich Hector-Neri Castañedas Untersuchung über das Selbstbewußtsein. Freilich studiert er keine dispositionalen Phänomene, wie etwa das Klassenbewußtsein, sondern Denkepisoden, so wie sie vorkommen, wenn MAN sich SEINER selbst *als man selbst* bewußt ist. Da er von Aussagen der Gestalt »X bezieht sich auf Y als Z« ausgeht, kommt von vornherein die doppelte Reflexivität des Selbstbewußtseins in den Blick: die externe Reflexivität, die darin besteht, daß MAN (die X-Instanz) sich auf SICH selbst (die Y-Instanz) bezieht, und die interne Reflexivität, die darin besteht, daß MAN (die X-Instanz) sich auf etwas (was es auch sein mag) *als man selbst* (die Z-Instanz) bezieht. Mit der externen Reflexivität hat es allerdings nicht viel mehr auf sich als mit der trivialen Reflexivität, die auch Relationen wie *ebenso alt (groß, schlank, schön usw.) wie* zukommt. Anders steht es mit der internen Reflexivität. Intern an ihr ist die Subjektivität von Z in der Erfahrung der Person X; zugleich bezeugt der *als-Z*-Teil die intersubjektiv zugängliche Subjektivität von Z. Denn um einen Zugang zu den Gedankeninhalten von Z zu bekommen, müssen wir sie in einen Zusammenhang mit der Z und uns gemeinsamen Welt bringen, müssen wir sie selbst denken. Wenn wir also X mit einer Aussage der Gestalt »X bezieht sich auf Y als Z« Selbstbewußtsein zu-

schreiben, müssen wir *Z* als etwas intersubjektiv Denkbares ansehen. Indem wir in dieser Zuschreibung *Z* mit *Y* gleichsetzen, geben wir zu verstehen, daß *Z* in unserer gemeinsamen Welt einen objektiven Status hat; wir beanspruchen, in den Geist von *X* eingedrungen zu sein und dort *Z* gefunden zu haben. Verwickelt, wie diese Überlegungen sind, machen sie doch so viel klar: erst wenn wir von der doppelten, internen und externen, Reflexivität der Bezugnahme eines Denkers auf SICH selbst *als er selbst* ausgehen, dürfen wir uns Hoffnung auf eine befriedigende Aufklärung von Selbstbewußtsein machen. Heckmanns Problem, wie sich die Perspektiven der 1. und der 3. Person zueinander verhalten, so zeigen Castañedas Überlegungen, kann nur unter Einbeziehung dieser doppelten Reflexivität erfolgreich gelöst werden.

Als Gegengewicht zu den sprach- und denkanalytischen Versuchen über das Selbst bringt Hermann Schmitz in der phänomenologischen Dimension dessen Leiblichkeit zur Geltung. Sein Ausgangspunkt ist der infinite Regreß, der sich aus der Verallgemeinerung der Annahme ergibt, der Gedanke, daß ich schreibe, setze sich zusammen aus der »objektiven Tatsache«, daß jemand schreibt, und dem »subjektivierenden Zusatz«, daß ich dieser jemand bin. Zu der These, daß Subjektivität ein Zusatz zu etwas Objektivem ist, verallgemeinert, folgt aus dieser Annahme, daß der subjektivierende Zusatz, daß ich dieser jemand bin, selbst wieder in einen objektiven Rumpf und einen subjektivierenden Rest zerlegt werden muß, usw. ad infinitum. Um diesen Regreß zu unterbinden, schlägt Schmitz vor, Subjektivität als »Urdatum« zu verstehen. So kommt es, daß er im Gebrauch eines Pronomens der 1. Person Singular die einzigartige und irreduzible Chance sieht, subjektive Sachverhalte auszusagen. Dazu gehören zunächst Sachverhalte des affektiven Betroffenseins. Offenbar ist es undenkbar, daß dem Betroffenen sein Betroffensein nicht bewußt ist: »ohne affektives Betroffensein gäbe es also kein Bewußthaben und niemand, der Bewußtsein von etwas hätte«. Nun ist aber alles Betroffensein leiblich, »weil es sich in der Dimension von Engung und Weitung ereignet und einen Akzent von Engung trägt«. Engung und Weitung in der leiblichen Ökonomie bilden das zweite Spannungsverhältnis, ohne das es kein Bewußtsein und damit auch kein Selbstbewußtsein gäbe. Doch das so entspringende Selbstbewußtsein kann nicht personal sein. Denn die »Konkur-

renz« von Engung und Weitung verleiht Tieren und Menschen gleichermaßen ihre »unwillkürliche [...] Identität und Verschiedenheit«. Personal kann dieses Selbstbewußtsein aber auch deshalb nicht sein, weil sowohl Säuglinge als auch Tiere und Idioten affektiv betroffen sein können. Das »primitive Selbstbewußtsein auf dem Niveau der Säuglinge, Tiere und Idioten« schließt deshalb keinen Gedanken seines Inhabers an sich selbst ein. Damit ist klar, daß dieses Selbstbewußtsein nicht dem geschilderten Regreß unterliegen kann. Über die Blockierung dieses Regresses hinaus gelingt Schmitz mit seiner These vom affektiven Betroffensein als dem Kern des Selbst aber noch ein anderer Coup; wenn nämlich dieses Betroffensein sowohl bewußt als auch leiblich sein muß, so ist in ihm die Körperlichkeit des Selbst mit seiner Geistigkeit versöhnt.

Peter Subers Beitrag ist vor dem Hintergrund des Verhältnisses von Norm und Tatsache zu sehen. Nach dem sogenannten Hummeschen Gesetz »Kein Sein impliziert ein Sollen« besteht eine unüberbrückbare Kluft zwischen dem Reich der Tatsachen und dem der Normen, während es nach dem Kantischen Gesetz »Sollen impliziert Können« durchaus Brücken gibt. Auch Suber sieht diese Reiche durch Brücken verbunden; seine Brücke heißt »konstitutives Aposteriori«. Ein solches Aposteriori gibt es zwar auch in den Dimensionen von Recht und Politik, Ethik und Wissenschaft, ja sogar in der Dimension von Weltanschauung. Zur Erläuterung und Illustration seiner Konzeption verwendet Suber jedoch ausschließlich Material aus der linguistischen Dimension. Der Sprachgebrauch besteht aus Abermillionen von Unterhaltungen. Deren Gelingen, das sogenannte Verstehen, ist jedoch nicht nur die Wirkung konvergenten Sprachgebrauchs, sondern zugleich die Ursache von dessen normativer Kraft: unter Berufung auf seine Konvergenz werden Abweichungen kritisiert und korrigiert. Konvergenzmuster werden zu Normen. Was den Tatsachen des Sprachgebrauchs als Normen Bestand gibt, ist der Umstand, daß ihre Konvergenz die Erwartung erzeugt, daß man diesen Sprachgebrauch auch in Zukunft beobachten könne. Aus dem Sprachgebrauch »geronnen«, sind solche Erwartungen a posteriori und dabei dennoch konstitutiv für seinen Fortbestand. Doch wie sie zustande gekommen sind, so verfallen sie auch: Normen bzw. normative Erwartungen unterliegen der Erosion durch Tatsachen. Hinreichend oft und über einen langen Zeitraum wieder-

kehrende Verletzungen können eine Norm aushöhlen und sich an deren Stelle setzen. Gestützt auf diese Analysen plädiert Suber für eine Logik des Wandels, der natürlich auch jene Ansichten des Selbst gehorchen müssen, die es anderen kommunikativ darbietet.

Dem Selbst in der Dimension der Ethik gilt der Beitrag von Harald Pilot. Ausgehend von der Frage, ob Selbstbestimmung in der Durchsetzung des eigenen Willens gegen andere bestehe oder ob sie auch von der Wahl abhängt, welche die anderen treffen, versucht er den Gegensatz zwischen Selbstbehauptung und Fremdbestimmung mit Kantischen Mitteln zu versöhnen. Nach Kants Prinzip der Moralität ist der freie Wille einer Person durch ein Prinzip bestimmbar, das nicht nur ihren eigenen, sondern auch den freien Willen aller anderen einschließt. Folgt die betreffende Person einzig und allein ihrem eigenen Willen, so hängt ihr zukünftiges Selbst ausschließlich von Determinanten der Sinnlichkeit ab. Erst wenn ihr Selbst durch Vernunft bestimmt wird, kann man es als selbstbestimmt betrachten. Voraussetzung für die vernünftige Selbstbestimmung ist, daß eine Person zwischen Maximen wählen kann, die sie genausogut befolgen wie brechen kann. Soll nun eine Wahl zwischen solchen Maximen vernünftig sein, bedarf es eines Prinzips, das seinerseits durch die Wahl dieser oder jener Maxime verletzt werden kann. Dieses Prinzip ist – bei Pilot nicht anders als bei Kant – der kategorische Imperativ: »Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.« Erst wer seine Maximen dem kategorischen Imperativ unterwirft, kann sich deshalb als von sich selbst bestimmt betrachten. Nun kann die Selbstbestimmung an drei Punkten ansetzen: als »principium dijudicationis« bei der ontischen Bestimmung des Selbst durch den Inhalt einer Maxime, als Prinzip der Akzeptanz bei der motivationalen Bestimmung des Selbst zur Aneignung einer Maxime und als »principium executionis« bei der motivationalen Bestimmung des Selbst zur Umsetzung einer Maxime in die Tat. Indem ich so handle, daß die Maxime meines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne, bestimme ich mich in allen drei Hinsichten selbst: ich erfülle eine Maxime, deren bestimmter Inhalt sich daraus ergibt, daß ich sie mit Hilfe eines Prinzips ausgewählt habe, dessen Achtung mich auch zu ihrer Übernahme bewogen hat und

nun aktualiter zu ihrer Umsetzung in die Tat bestimmt. Der kategorische Imperativ ist deshalb sowohl in ontischer als auch in beiden motivationalen Hinsichten das Prinzip der Selbstbestimmung.

Was Theoretiker des Selbst immer wieder beschäftigt, ist der Umstand, daß jemand mit einem Satz wie »Ich höre einen Vogel« offenbar eine zweistellige Relation zwischen sich und einem Vogel aussagt, während er mit einem Satz wie »Ich höre mich« wegen der Identität von Hörer und Gehörtem eine einstellige Relation auszusagen scheint. Diese Schwierigkeit ist nicht spezifisch für das Selbst, tritt sie doch bei allen Relationen auf, die sowohl » $\exists xRxx$ « als auch » $\exists x\exists y(x \neq y \wedge Rxy)$ « erfüllen. Die notorischen Schwierigkeiten des Selbst ergeben sich erst dann, wenn man zu sagen versucht, worin das Verhältnis, um es klassisch zu formulieren, zwischen ihm als Subjekt und ihm als Objekt besteht. Hierüber versucht Gerhard Schönrich in der semiotischen Dimension Klarheit zu schaffen. Dazu greift er auf die Peirceschen Kategorien zurück. Bestimmt man die Beziehung von Subjekt und Objekt als unbedingte, selbstbezügliche Tätigkeit, in der Produzieren und Produkt zusammenfallen, so läßt sich der Unmittelbarkeit dieser Tätigkeit die Kategorie der Erstheit, ihrer kausalen, produktiven Natur die Kategorie der Zweitheit und ihrer Regularität die Kategorie der Drittheit zuordnen. »Indem sich die unbedingte Tätigkeit auf sich selbst richtet, gewinnt sie an Bestimmtheit.« Dieser Bestimmungsprozeß führt über die ikonische Stufe des Subjekts, die indexikalische Stufe der Person und die symbolische Stufe des Individuums zu dem »als Ich bestimmten Begriff dieser Tätigkeit«. Wenn diese Analyse stimmt, so bin ich selbst und so ist am Ende jedes Selbst nichts anderes als ein Zeichen bzw. – wegen des Tätigkeitscharakters dieses Zeichens drängt sich dieses Hölderlin-Wort förmlich auf – ein Gespräch; prosaischer ausgedrückt: in der semiotischen Dimension erweist sich Kommunikativität als wesentliche Eigenschaft des Selbst.

Ist es schon nicht leicht, sich klarzumachen, daß das Selbst auch eine physiologische Dimension hat, so ist es noch um etliches schwieriger, etwas über die Ansichten zu sagen, die physiologisch mit seiner Wahrnehmung, Erkenntnis und Emotion korreliert sind. Denn den hierzu erforderlichen Forschungen sind enge ethische Grenzen gesetzt. Zwar kann man sowohl beim Men-

schen als auch bei Tieren durch Elektroden, die auf der Schädeloberfläche angebracht werden, EEGs ableiten, aber invasive Techniken, bei denen Elektroden ins Gehirn eingeführt werden müßten, lassen sich letztlich nur in Tierversuchen ausschöpfen. Dennoch vermitteln auch die ethisch zulässigen Methoden der Hirnforschung einen interessanten Einblick in die grundlegenden neurophysiologischen Prozesse, die das Verhalten des Menschen und seine Wahrnehmung der Umwelt steuern. Joachim Schult berichtet in seinem Beitrag von der Messung sogenannter Reaktionspotentiale; anders als bei Spontan-EEGs lassen sich mit dieser Methode die Reaktionen auf wohldefinierte Stimuli untersuchen, indem man die Spannungsänderungen vor, während und nach der Stimulation mißt. Als besonders aufschlußreich haben sich dabei die sogenannten P-300-Wellen erwiesen, das sind positive Wellen im Abstand von 300 msec nach einem Stimulus. »Die P 300 steht für Abläufe, die im ZNS ständig Hypothesen über die Umwelt erstellen, diese mit neuer Information vergleichen und sie auf den »neuesten Erkenntnisstand« bringen.«

Das Verständnis von Reflexivität und Kommunikativität in der sprachanalytischen Dimension zu vertiefen, hat sich Georg Meggle zum Ziel gesetzt. Zwar sind reflexive Sachverhalte nichts Besonderes, wenn man darunter solche Sachverhalte versteht, zu deren notwendigen nicht-trivialen Bedingungen auch eine Bedingung gehört, die sich auf sie selbst bezieht. Doch daß gerade kommunikatives Handeln sich als reflexiver Sachverhalt darstellen läßt, ist mehr als eine Trivialität. Zeigt sich doch darin, daß Reflexivität und Kommunikativität nicht bloß deshalb zusammengehören, weil sie an ein und derselben Entität, am Selbst, aufgewiesen werden können, sondern daß sie vielmehr unmittelbar, sozusagen aus eigener Kraft, miteinander verknüpft sind: »Kommunikatives Handeln ist per se reflexiv.« Und was für kommunikatives Handeln im besonderen gilt, das gilt für intentionales Handeln im allgemeinen. Auch »ein intentionales Handeln ist per se reflexiv«. Doch damit nicht genug: etwas glauben, wollen, hoffen, wünschen, kurz: alle psychischen Zustände bzw. Einstellungen, sind ebenfalls reflexiv. Zu guter Letzt erweisen sich dann auch noch objektive Bedeutungen als etwas Reflexives. Während kommunikatives Handeln das Paradigma für etwas strikt Subjektives darstellt, ist das Vorliegen einer objektiven Bedeutung etwas strikt Intersubjektives. Intersubjektiv sind kom-

munikative Handlungsversuche, sobald die Kommunikation gelingt. So kommt es, daß die Kommunikativität des Selbst ohne Reflexivität weder sein noch gedacht werden kann.

Daß die Reflexivität des Selbst auch im philosophischen Argumentieren ihren Ort hat, ist, einmal mehr in der Dimension der Sprachanalyse, eines der Ergebnisse von Henry W. Johnstone, Jr. Mit einem philosophischen Argument, so Johnstone, wendet sich der Argumentierende stets an einen oder mehrere Vertreter einer bestimmten Ansicht. »Es ist gültig, wenn die betroffene Person oder die betroffenen Personen ihre Position wegen eines Widerspruchs, auf den das Argument aufmerksam gemacht hat, entweder revidieren oder verwerfen müssen.« So verstanden, folgt aus der Gültigkeit eines philosophischen Arguments, daß sich seine Adressaten der einen oder anderen ihrer Ansichten bewußt sein müssen. Damit ist zwar nicht gesagt, daß sie sich zu dem vorgeführten Widerspruch bekennen oder gar Maßnahmen zu seiner Vermeidung ergreifen müßten; aber in dem Maße, in dem sie erkennen, was ihnen da vorgeführt wird, müssen sie sich auch dessen bewußt werden, daß es eine ihrer Ansichten betrifft. Ohne dieses Selbstbewußtsein der Adressaten gibt es kein gültiges philosophisches Argument, oder, um mit Johnstone zu reden: jedes gültige philosophische Argument ist *ad hominem*.

Damit haben wir nun in einer Tour d'horizon die in diesem Band versammelten Beiträge gesichtet und anhand der drei Leitmotive *Selbstbewußtsein*, *Reflexivität* und *Kommunikativität* in einen durchgängigen Zusammenhang miteinander gebracht. Es versteht sich von selbst, daß dabei keine Synopse aller oder auch nur der wichtigsten Ergebnisse zustande kommen konnte. Dazu sind diese insgesamt zu aspektreich und teilweise zu detailliert, ganz zu schweigen von der Heterogenität der zugrunde gelegten Ansätze in der Denk- und Sprachanalyse, der Phänomenologie, der Linguistik, Ethik, Semiotik und Physiologie.

Kapitel 1

Sydney Shoemaker Rationalität und Selbstbewußtsein

I

Hier und da kann man auch heute noch die traditionelle Annahme finden, daß unser primärer Zugang zu mentalen Zuständen in dem besteht, was ich den *erstpersönlichen Zugang* [*first-person access*] nennen möchte – das ist der Zugang, den jede Person zum Inhalt ihres eigenen Bewußtseins hat. Diese Annahme gehört zu der Lehre, daß wir vermöge der Analogie zu unserem eigenen Bewußtsein über das Bewußtsein anderer Bescheid wissen. Und sie paßt zwanglos zu der Cartesischen Ansicht, daß Bewußtsein zum Wesen des Mentalen gehört, eine Ansicht, die in ihrer extremsten Form besagt, daß jedes Bewußtsein notwendigerweise sich selbst durchsichtig sei. Des weiteren paßt sie zu der Idee, daß mentale Begriffe anhand privater Ostensivdefinitionen eingeführt werden und auch nur so eingeführt werden können, eine Idee, die Wittgenstein in seinem Privatsprachargument attackiert. In diesem Jahrhundert sind all diese Ideen heftigen Angriffen ausgesetzt gewesen, und heute gibt es nur noch relativ wenig professionelle Philosophen, die der Ansicht anhängen, der *erstpersönliche Zugang* sei primär, und das, obwohl sich die Intuitionen, welche diese Ansicht stützen (nach meinem Dafürhalten sogar bei denen, die sie verwerfen), noch hartnäckig halten.

In ihrer Reaktion auf diese Ansicht sind einige sogar so weit gegangen, zu bestreiten, daß am *erstpersönlichen Zugang* überhaupt etwas Besonderes sei – daß sich die Art und Weise, wie wir von unseren eigenen mentalen Zuständen wissen, in irgendeiner charakteristischen Hinsicht von der Art und Weise unterscheide, wie wir von den mentalen Zuständen anderer wissen.¹ Eine weiter verbreitete und gemäßigte Reaktion bestand in der Behauptung, daß es zwar den Tatsachen entspreche, daß jeder von uns auf eine Weise von seinen eigenen mentalen Zuständen wissen könne, auf die niemand von den mentalen Zuständen anderer wissen könne,

1 Zum Beispiel Ryle (1949), S. 156, 179.